

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 20

Artikel: Dienst am Kunden
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

richtig bedaure, damals seinen Erzählungen nicht länger gelauscht und nicht doch die eine oder andere seiner Kostbarkeiten erstanden zu haben.

Französisch-Marokko ist strahlender und blendender als der spanische Landesteil: Rabat, Casablanca und Marrakesch sind Städte, deren Strahlung und Profil man nie wieder vergisst, — die erstere, wenigstens soweit sie arabisch ist — besitzt Gärten, uralte Stadtmauern und prunkvolle fürstliche Gemächer von einer edlen Heiterkeit, und Casablanca ist eine hypermoderne Stadt, die von einem etwas verkommenen Schüler der grossen Corbusier erbaut sein könnte. Auch hier überraschen die hart aufeinander prallenden Gegensätze zwischen einem verschwenderischen Reichtum und einer — nach unseren Begriffen — beschämenden Armut, stösst der Reisende doch wenige Kilometer hinter dem mondänen «Casa» — wahrscheinlich der teuersten Stadt der Erde — auf primitive Strohhütten der Eingeborenen mit dem spitz zulaufenden Dach. Unvergesslich bleiben jedem die zarten Farben der marokkanischen Landschaft, — so zart, ja so zärtlich innig, wie man sie sich in unserem plumpen Europa kaum auszudenken wagt — weinrot, reseda, grün, oliv, silber und sandgrau — die, ohne sich je miteinander zu vermählen, klar und deutlich nebeneinander stehen.

Kaspar Freuler

D I E N S T A M K U N D E N

Wer den Spruch erfunden hat, weiss niemand zu sagen. Aber er existiert nun einmal, ist nicht mehr umzubringen, und man muss sich somit auf alles gefasst machen.

Dienst am Kunden! Er treibt den harmlosesten Garagisten dazu, an unmöglichen Stellen der Erdoberfläche Tankstellen aufzustellen und Benzinsorten anzupreisen, die jedermann längst kennt. Er bringt es fertig, dass der Frau Generaldirektor der Knäuel Garn, den sie eben eingekauft hat, per Eilboten ins Haus gebracht wird. Er treibt

den Kellner im Galopp über Kies und Parkett. Dienst am Kunden lässt allmonatlich Herren unbestimmten Alters bei dir vorsprechen, die dem Staubsauger, der Oelheizung, dem Eiskasten oder andern Dingen in den technischen Rachen schauen, einen Rapportzettel ausfüllen und freundlich lächelnd wieder verschwinden. Er drückt dir im Verkehrsbüro zwei Dutzend vielfarbiger Prospekte ungewollt in die Hand, mit denen du, gewisse Mittel vorausgesetzt, zur Mitternachtssonne, zu den Pyramiden oder rings um die Erde fahren kannst — wobei es gewöhnlich nur bis Locarno reicht. (Aber dafür kann der Dienstkundemann nichts.) Wenn du eine Krawatte kaufst, so bringt dir die Post von nun an alljährlich einen Krawattenkatalog und einen Abreisskalender mit gefälligster Empfehlung ins Haus, undsoweiter, undsofort . . .

Der Dienst am Kunden heisst den letzten Gastwirt einen Radio anschaffen, und in wenigen Jahren — derlei Dinge greifen um sich wie die Masern und die Röteln — wird auf der Kommode oder in einem Winkel auch die berüchtigte zappelnde Flimmerkiste stehen müssen, auf der dank der Industrie und der millionenreichen eidgenössischen Kasse quiekende Männerchen und Weiberchen Volkstheater oder Opern vorzittern, falls nicht gerade ein Boxmatch die kulturelle Aufgabe der Television beweisen möchte.

Dem Gast muss es wohl sein bei mir, denkt der Gastwirt. Er muss «Tschääs» hören, ob er will oder nicht! Es wird ihm der «Zarewitsch» an die Ohren geliefert, auch wenn er Lehar nicht riechen mag. Er muss das Gebrüll eines Fussballspieles geniessen, bevor er nur richtig im Lokal sitzt, und falls das der hübschen Serviertochter nicht passt, so dreht sie an sämtlichen weissen Knöpfen und Tasten, bis sie einen jodelnden Fiakerkutscher aus dem Land des Schmalzes am Aermel erwischt und selig dem Song of Grinzing zulächelt. So geht's dir, und mir ist's ähnlich ergangen.

Also, da kam ich ahnungslos und freudig erregt durch die frühlinghafte Natur, das weite Panorama, und was die Welt alles zu bieten hat, nach einer Stunde sanften Steigens zu einem Gasthaus, setzte mich an einen der vor dem Haus einladend aufgestellten Tische und wartete auf die übliche Serviertochter. Sie kam nach einiger Zeit und das erste, was sie unternahm, war die Einladung, doch lieber ein wenig in die Gaststube zu kommen, da es hierherausen oft stark ziehe. Wegen dem Föhn! Nun also gut, ich

dachte keineswegs an böse Dinge oder an Sirenen- gesang, sondern setzte mich drinnen an einen Tisch, bestellte ein Mineralwasser und eine Portion Wurstsalat und gedachte mich weiterhin im Rahmen des Möglichen des Lebens zu freuen.

Aber nun begann die tragische Seite der Wanderung. Die Serviertochter drehte, trotz der bescheidenen Bestellung meinerseits, ihrerseits den Lautsprecher an, und der funktionierte nicht. Sie bekam einen roten Kopf, beteuerte, nichts daran gemacht zu haben und rief den Wirt. Ein junger Bursche mit einer blutbefleckten Schürze überm Bauch erschien, schaute den braunen Kasten missbilligend an, worauf der Wirt ebenfalls in Erscheinung trat und sich entschuldigte. Man habe den Apparat nun erst vier, fünf Tage und schon habe er offenbar etwas im Grind. Ich beruhigte die drei, indem ich versicherte, dass ich mir da oben auf Bergeshöhe nicht das mindeste aus Radio mache. Sie sahen nun nicht weniger missbilligend mich an, murmelten etwas Unverständliches und begannen, Diagnose und Therapie des Radios zu besprechen. Der Blutbefleckte holte einen Werkzeugkasten und fing an, mit einem Schraubenzieher am Kasten herumzudoktern, worauf ein paar angstvolle Schreie dem Gehäuse entfuhrten. Das aber war auch alles.

Hierauf zückte der Bursche sein Soldatenmesser und reparierte kurzentschlossen weiter, zog Schraublein und Drähtlein aus dem Kasten. «Ich fürchte mich vor dem Elektrischen nicht, es hat mich schon einmal fast geputzt, jetzt bin ich dagegen gesichert», erklärte er zuversichtlich und hantierte weiter, bis eines Jodelquartetts Harmonien losbrüllten und rasch wieder im Orkus verröchelten.

«Geben Sie sich keine Mühe!» riet ich, «ich habe zuhause einen Radio und kann zuhören, sooft ich nur will.»

«Nix da! Wozu hat man denn die Kosten, wenn der Keib nicht läuft, wenn Gastig da ist!» murrte der Wirt. Dann begann die Aera des Fluchens. Röhren, Drähtchen, und was es alles gibt, erhielten sonderbare Namen, die sich aus diversen Kraftwörtern heimischen Ursprungs und bekannten Bezeichnungen aus dem grossen Tierbuch zusammensetzten, und vor allem die mindern, blödsinnigen, verfluchten und unmoralischen Eigentümlichkeiten der technischen Details, wie des Apparates im allgemeinen nach allen Regeln volkstümlichen Brauches taufte. Auch am Lieferanten blieb kein ganzes Fäserchen mehr.

Plötzlich aber schmettete es wieder in mein Trommelfell und schmettete weiter mit dem Getöse einer kompletten Regimentskapelle inklusive Bombardon und janitscharischem Schlagzeug. Das Metallhütchen auf meiner Citroflasche vibrierte aus Sympathie an allen Gliedern.

Nicht genug damit. Man will doch dem Kunden alle Möglichkeiten aufdecken, schonungslos. Maschinengewehrfeuer knatterte, dann orgelte Bach, dann quoll Englisch aus dem Kasten, dann Französisch, dann wechselte er zu einem Vortrag über das brasilianische Sumpffieber — bis wieder die gefürchtete Stille eintrat, in der man über sein eigenes Wort erschrickt.

Der Blutbefleckte zuckte die Achseln. Das schien dem Apparat Eindruck zu machen, denn fröhlich jodelte er nun wieder drauflos, dass die Scheiben klirrten, die roten Knospen von einem Kaktus fielen und der brave Bläss sich seufzend aus seiner Ecke aufmachte und sich in andere Gegenden verzog.

Der Wirt bewegt die Lippen, aber das Radio ist stärker und ich verstehe ihn erst, als er mir in die Ohren schreit: «Aber hä! dem Keib hab ich's gezeigt! Die Gastig muss sehen, dass man etwas für sie tut, auch wenn bloss ein Wasser und ein Wurstsalat auf dem Tisch steht, das macht gar nichts. Ich behandle alle Gäste gleich und weiss, dass es mit einem Bierli oder einem Schübli heutzutage nicht mehr getan ist. Die aus der Stadt verlangen heutzutage mehr als ein Alpenpanorama!»

Dann schreit mir die Serviertochter etwas ins Ohr. Ich nicke und deute auf den leeren Teller und das Fläschchen.

«Macht 70 und 1.70», sagte sie offenbar, und für den Zwanziger Trinkgeld drückt sie mir lächelnd noch den Hut in den Kopf. Als ob je ein Mensch das richtig fertig brächte, einem andern den Hut so aufzusetzen, dass er sitzt.

Indes der Hochhunddeutschmeistermarsch donnert, brüllen wir uns gegenseitig freundlichst «Auf Wiedersehen» zu, drücken uns zu dritt die Hand, worauf ich leicht angstbekommen über die gastliche Schwelle stolpere.

Falls sich der Wirt beim nächstenmal etwas weniger Mühe gäbe, würde ich das Gasthaus gelegentlich wieder besuchen.

Aber ich fürchte das Beste. Der Dienst am Kunden verlangt den Totaleinsatz sämtlicher Mittel.